

Abend-



Zeitung.

Wierunddreißigster Jahrgang.

29.

Donnerstag, am 18. Juli 1850.

### Paul Louis Courier und unsere Zeit.

Paul Louis Courier's Pamphlete und Briefe mit Courier's Leben von Armand Gavel. Herausgegeben von Arnold Ruge. Leipzig. Verlagsbureau 1850. 30 Bogen Petit. Preis 1 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$  Ngr.

Herr Redacteur, die Juniusbriefe, übersetzt von Arnold Ruge, erschienen unmittelbar vor unserer Revolution und gaben uns ein lebhaftes Bild von dem Kampf des englischen Genius gegen die englische Contre-Revolution unter Georg III., und ein großes Beispiel der wirklich freien Presse dieser weltgebietenden Nation. Paul Louis Courier's berühmte und geistvolle Pamphlete erscheinen, eingeführt durch denselben Mann, unmittelbar nach unserer Contre-Revolution, und sie geben uns in prophetischen Zügen das Bild ganz ähnlicher Zustände, wie die unsrigen jetzt sind.

Wenn die großen Prinzipien der humanen Philosophie und ein idealer Aufschwung national werden, so erlebt die Welt eine Revolution; wenn dagegen die Dummheit national wird, so pflügt aus ihr die militärische, die bürgerliche

und die priesterliche Tyrannei zu folgen. Sie wissen, geehrter Herr, daß unsere geistreichen Nachbarn es uns in allen drei Zweigen fast zuvorgethan, gewöhnlich sogar, sei es durch die Maitonon, sei es durch Cavaignac, unsere Muster gewesen sind; und wenn wir das Regiment der Maitressen, der Spione und der Corporäle hin und wieder nur in blaffen Nachbildern gehabt haben oder noch haben, so sind wir doch schon dadurch vollkommen darauf vorbereitet, einen Schriftsteller zu verstehen, der so reizende Schlaglichter, wie Paul Louis Courier, auf den Obergensdarmen Bonaparte und auf die gute alte Zeit der Bourbonen wirft. Die große Erfindung Napoleons, sich durch das Regiment der Dummheit in der Pickelhaube zu Grunde zu richten, und der Bourbonen, sich von den Pfaffen auf's Schaffot und über die Grenze geleiten zu lassen, hat merkwürdigen Anklang gefunden; alle Welt nimmt Theil daran, es hat sich eine Partei dafür gebildet und die Geisteskrankheit, alte einfältige Gaudegen anzustauen, trunkene wüste Despoten zu bewundern, sich von den Pfaffen im Aberglauben und von der Polizei in der Niederträchtigkeit unterweisen zu lassen, grassirt in allen Ländern.



Wenn der liebenswürdige Winzer aus der Touraine verstanden wird, und er redet unglaublich deutlich, so sind seine schönen Pamphlete ein wirksames Mittel dagegen, ein Beispiel der höchsten Humanität, eine volle Ladung aus Antichra, woher die Mittel gegen die Tollheit verschrieben werden. Die Spione und die Pfaffen werden dies entdecken und das Geschrei erheben, es werde aller Glaube an sie, alle Unterwürfigkeit unter die Polizei, alle Ehrfurcht vor den Staatspopäzen aus der Welt verschwinden. Versichern Sie, Herr Redacteur, diesen unsern Lesern mein aufrichtiges Bedauern, daß selbst Courier's unübertreffliche Nieswurz gegen Soldaten-, Pfaffen- und Büttelkultur doch wieder nur wenig Tolle kuriren und ihnen immer noch die Mehrheit übrig lassen wird. Die Deutschen werden es nicht anders und wo möglich noch schlechter machen, als die Franzosen. Courier ist einer der Freiesten unter den Künstlern und Denkern unserer freiheitsliebenden Nachbarn, aber zu seiner religiösen und politischen Aufklärung konnte er mit aller Einfachheit und Deutlichkeit seiner künstlerischen Meisterwerke — denn das sind diese kleine Broschüren und Briefe — die Menge nicht fortreißen. Sonst hätten die Franzosen hinter Bonaparte, den wir ihnen abnahmen, und hinter den Bourbonen, die sie selbst fortjagten, hinterdrein den ganzen kaiserlichen Gensd'armenstaat, Pfaffen und Soldaten sammt und sonders, zum Tempel hinausgeworfen. Courier räth ihnen das, aber sie brauchen hundert Jahr Zeit, um die Häupter dieser Dummheiten, und dann noch einmal hundert Jahre, um die Dummheiten selbst abzuschaffen, eine Bedächtigkeit, die wir ihnen trotz ihrer und unseres Courier's ganz gewiß nachmachen werden. Und Courier ist so leicht zu fassen! Es ist zwar seine Art nicht, in seinem eignen Namen eine Ansicht vorzutragen, aber in seiner Erzählung weiß er die Dinge so sprechend hinzustellen, daß wir sie mit seinen Augen zu sehen genöthigt sind. Und er sieht scharf; was er beschreibt, wird uns ganz deutlich, und je weiter es von der Wahrheit entfernt ist, die er im Auge hat, um so heller wird es von ihr beleuchtet. Aber nun machen Sie die Probe,

Herr Redacteur, wie es geht. Sie werden unter zehn Lesern immer neun finden, denen seine Geschichte gefällt, seine Wahrheit aber ganz und gar nicht, eben so wie die andern Diebe es ganz und gar nicht auf sich beziehen, wenn einer von ihnen gehängt wird. In unserm Falle freilich hat es auch sein Gutes, wenn die deutschen Wächter des Unsinns den französischen Unsinns auch in der Uebersetzung noch für französisch halten; sie würden sonst einen Prozeß anstellen und auch den Deutschen verurtheilen lassen wegen Mangels an Ehrerbietung vor den Gegenständen unseres Aberglaubens.

Paul Louis Courier schilderte die Kaiserzeit und die Restauration, die wir mit unsern Brüdern, den Baschkiren, durch den alten Korporal Blücher, den alten Kohlkopf Wellington und eine Menge anderer alter Galgenvögel, die weniger bekannt aber ebenfalls ungehängt geblieben sind, in Frankreich ausgeführt haben. Courier schilderte unter dieser Restauration des europäischen Unsinns die bonapartistische und bourbonische Methode, Frankreich zu Grunde zu richten, auf eine so einleuchtende Art, daß seine Feinde ihn erst in's Gefängniß warfen und, als dies nichts fruchtete, ihn im April 1823 hart neben seinem eignen Hause aus dem Hinterhalt erschossen.

So weit war er richtig verstanden worden. Die Feinde des französischen Volks sahen sich entlarvt; darum erschossen sie ihn. Das Volk selbst fand sich aufgeklärt, darum jagte es die Bourbonen wieder über die Grenze in's Lager der Baschkiren, wo sie durch Gottes Gnade noch jetzt existiren.

Im Uebrigen haben sie ihn bei weitem nicht ganz verstanden. Um dies zu beweisen, Herr Redacteur, erlauben Sie mir, einige Briefstellen anzuführen, woraus Sie zugleich die Uebersetzung, die ich für gelungen halte, kennen lernen. Er sagt in einem Briefe an den Censeur: „Madame Campan schreibt in ihren Memoiren den Umsturz der Monarchie der Vernachlässigung der Etikette zu. Dieser Ansicht sind viele Leute. Heinrich III. stiftete die Etikette und gleichwohl wurde er ermordet. Vermuthlich war er an diesem Tage etwas vernachlässigt worden. — Sie erzählt, ein Garderobemädchen



habe 18,000 Franken Gehalt gehabt. Daher wollte alle Welt in die Garderobe. Montaigne macht sich einmal über diejenigen lustig, die zu seiner Zeit sich dem Ackerbau und was er häusliche Wirthschaft nennt, widmeten. Geht zu den Königen, wenn ihr reich werden wollt, ruft er aus, und Demosthenes sagte: Die Könige machen die Menschen mit einem einzigen Worte reich, bei euch, Athenenser, ist dies nicht möglich, ihr müßt arbeiten oder erben. Man setze in Genf einen König mit einem fetten Budget ein, jeder wird die Uhrmacherkunst mit der Garderobe vertauschen, und da die Bedienten eines Prinzen Bediente haben, die selbst wieder Bediente haben, so wird ein ganzes Volk Lakai. Daher der Müßiggang, die Niederträchtigkeit, alle Laster und eine charmannte Gesellschaft."

Als der Advokat Bujault eine Broschüre schrieb, um der Nation das Bedientenwesen zu verleiden und sie zum Ackerbau und anderer nützlichen Thätigkeit aufzumuntern, bemerkte Courier: „Er wird es schwerlich erreichen. Der Zeitgeist ist dagegen. Jeder trachtet darnach, eine Stelle zu erlangen oder, wenn er eine hat, sich weiter zu bringen. Man will etwas sein. Sobald ein junger Mann eine Verbeugung zu machen versteht, gleichgiltig ob er reich ist oder nicht, setzt er sich auf die Liste, macht Kratzfüße und bittet um Besoldung. Das nennt man, sich vorstellen. Alle Welt stellt sich vor, um etwas zu werden. Und man ist etwas wegen des Bösen, das man thun kann. Ein Arbeiter ist nichts, ein Mensch, der den Boden veredelt, Häuser baut und nützliche Arbeiten ausführt, ist nichts. Ein Gensd'arm ist etwas, ein Präsekt ist viel, Bonaparte war Alles. Das sind die Steigerungen der öffentlichen Achtung, die Abstufungen des Ansehns, denen gemäß jeder Bonaparte sein will, wo nicht Präsekt oder doch Gensd'arm."

Vortrefflich ist in dem Briefe an den Censeur die Untersuchung, ob eine unleserliche Stelle heißen solle: Das Volk glaubt und betet (croit et prie) oder: Das Volk nimmt zu und zahlt (croit et paye). Er entscheidet sich

für das Letztere und sagt im Verlauf: „Unter den Ursachen der Volksvermehrung darf man den Ruhestand Napoleons nicht gering anschlagen. Wenn dieser große Mann, seitdem er da ist, wohin ihn sein Genie gebracht hat, es anzuwenden fortgeföhren wäre, so würden 3 Millionen junger Leute, die jetzt Weiber und Kinder haben, für seinen Ruhm gefallen, eine Million würde unter den Waffen sein, und selbst ohne Weiber die Weiber anderer Leute verderben. Das Volk muß daher mit aller Gewalt zunehmen; das that es auch, wenn es Ruhe, Hab und Gut, wenig Soldaten und gar keine Mönche hat.“ Die Franzosen wären sehr glücklich gewesen, wenn sie dies gründlich begriffen, und Napoleon, der sie alle betrogen und Millionen von ihnen umgebracht hat, selbst nach Helena geschickt hätten, statt sich seine Asche zu holen und seinen Neffen. Dennoch nimmt das Volk zu. Aber das Volk zahlt auch. „Wir zahlen Herrn Decazes, gutes oder schlechtes Jahr, 900 Millionen; und zahlte er, wie wir, Alles was man von ihm fordert, so würde er viel weniger Streitigkeiten haben. Die Wahrheit zu sagen, man chicanirt ihn wegen der Verwendung dieser 900 Millionen. Der beste Gebrauch, den er davon machen könnte, wäre, meiner Ansicht nach, sie im Biribi zu verspielen oder Opernymphen davon zu unterhalten hinter dem Rücken der Frau Comtesse. Das wäre ganz in der schönen Hofmanier und besser für uns, als wenn wir unser Geld an Soldaten verschwenden sehen, die zum Abendmahle gehen und uns in den Straßen selbstmorden, die die Prozession begleiten und uns im Vorbeigehen die Nase abschneiden; an Richter, die das Gesetz so hart auf den Einen, so sanft auf den Andern anwenden; an Priester, die uns nur begraben, wenn wir nach ihrer Weise sterben und gegen Bezahlung. Es könnte sich ereignen, daß wir bald auf diese Leute nicht mehr rechneten und den Versuch machten, sie zu entbehren, uns einander selbst zu bewachen, Recht zu sprechen, zu begraben und im Nothfall uns selbst ohne Soldaten zu vertheidigen, das einzige Mittel, sagt man, gut vertheidigt zu werden. Und Alles würde



dann besser gehen. Der Hof würde seine Zeit vergnüglich hinbringen, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die auswärtigen Mächte zufrieden zu stellen. Dies ist der Rath, den ich Herrn Decazes durch Vermittelung Ihres Journals gebe. Aber Herr Decazes liest es nicht, er arbeitet mit Mademoiselle."

Das Volk schreitet fort, ohne den Fortschritt zu „überstürzen.“ „Sie beklagen uns Landleute sehr und haben Recht in dem Sinne, daß unser Loos ein besseres sein könnte. Aber bedenken Sie doch, verehrter Herr, daß man uns in früheren Zeiten für 5 Sous parisis todtzuschlug; das war gesetzlich. Jeder Edelmann, der einen Bauer getödtet hatte, mußte 5 Sous auf das Grab des Todten werfen. Aber die liberalen Gesetze werden ja überall nicht ausgeführt, und in der Regel tödtete man uns für gar nichts. Heutzutage kostet es einem Maire 7½ Sous an Stempelpapier, um den Arbeitsmann bloß in's Gefängniß zu setzen, und die Richter mischen sich hinein. Man nimmt Anträge, dann erläßt man einen Beschluß nach dem Privatvergnügen des Maire und des Präfekten. Scheint es Ihnen, verehrter Herr, daß wir in 5 bis 600 Jahren wenig gewonnen hätten? Wir, das Volk, wurden nach Belieben zu Frohnden, zu Abgaben, zum Tode gebracht, jetzt bringt man uns nur noch in's Gefängniß. Und das soll uns genug sein? werden Sie sagen. Geduld! lassen Sie es nur so fortgehn; noch 5 oder 6 Jahrhunderte, und wir werden mit dem Maire reden ganz wie ich hier mit Ihnen; wir werden ihm Geld abfordern dürfen, wenn er uns etwas schuldet und Klage führen, wenn er es uns nimmt, ohne in Gefängnißstrafe zu verfallen."

„Alle Dinge haben ihren Fortschritt. Zur Zeit Montaigne's hatte ein Bauer, welchen sein Grundherr tödten wollte, den Einfall, sich zu vertheidigen. Jedermann war erstaunt darüber, sowohl der Grundherr, der sich dessen nicht versah, als Montaigne, der es erzählt. Dieser Bauer ahnte die Menschenrechte. Er wurde gehangen. So mußte es kommen! Man muß seinem Jahrhundert nicht vorausseilen."

„Unter Ludwig XIV. entdeckte man, daß der Bauer ein Mann sei wie ein Anderer, oder vielmehr die Entdeckung, die von jungen Nonnen in den Klöstern schon lange gemacht war, gelangte damals nur zur weitem Verbreitung und erschien anfangs, wie uns La Bruyère erzählt, als ein Traum jener guten Schwestern. „Für junge Klosterinnen,“ sagt er, „ist der Bauer ein Mann, wie ein Anderer.“ Er verräth uns damit, wie seltsam ihm diese Ansicht vorkommt. Jetzt ist sie allgemein; und viele Leute denken über diesen Punkt ganz wie die Nonnen, ohne dafür dieselben Gründe zu haben. Man nimmt ziemlich allgemein an, daß die Bauern Menschen sind. Sie aber auch als solche zu behandeln, davon ist man noch weit entfernt. Es wird geraume Zeit vergehen, bis man sich daran gewöhnt, einen Bauer bekleidet, sein eignes Korn säen und ernten, mit einem Worte, einen Menschen, der nichts ist, etwas besitzen zu sehen. Ueber diese Neuerungen sind die Eigenthümer wüthend, vor allen diejenigen, die sich nur die Mühe gaben auf die Welt zu kommen, um es zu werden."

Doch, Herr Redacteur, wir sind Politiker; verlieren wir uns also nicht in den Socialismus, der von allen Leuten die Entdeckung gemacht hat, womit die jungen Nonnen bei dem Bauer stehen blieben, daß sie Menschen sind, der darum alles überstürzt und die Zeit nicht erwarten kann, wo sie auch als solche behandelt werden. Sie, Herr Redacteur, erwarten außerdem nach der Ueberschrift dieser Mittheilung eine schlagende Parallele, ich will Sie nicht täuschen, und damit ich Ihre Leser nicht mit allzugroßer Deutlichkeit beleidige, gebe ich das Folgende ohne Anwendung. Wen's juckt, der wird sich fragen. Es ist ein Brief Ludwig's XVIII. an Ferdinand VII. „Man sagt, er sei Herrn Canning durch einen geheimen Agenten zugesandt, welcher ihn von einem Kammerdiener erhalten haben soll, der ihn in der Tasche seiner kathol. Maj. gefunden hat.“ „An meinen Bruder, den König von Spanien. Ihr Schreiben habe ich erhalten, mein theurer Bruder oder Vetter, da wir von leiblichen Geschwistern herkommen. So sind Sie denn, Dank



dem Himmel, bald aus den Händen Ihrer rebellischen Unterthanen erlöst, worüber ich mich als Verwandter, Nachbar und Freund herzlich mit Ihnen freue, im Uebrigen ganz mit Ihnen einverstanden über unsere legitime und geheiligte Gewalt. Wir regieren von Gottes Gnaden, der uns die Völker gibt, und von unsern Handlungen sind wir nur Gott Rechenschaft schuldig oder vielmehr den Priestern. Das versteht sich. Eine unzweifelhafte Folge hieraus ist, daß wir niemals nöthig haben, von den Unterthanen Gesetze anzunehmen, mit ihnen uns in Vergleiche einzulassen, oder gar durch solche Vergleiche, die ja vom göttlichen Rechte aus null und nichtig sind, uns für gebunden zu halten. Es ist für Personen unseres Ranges der letzte Grad von Erniedrigung, dem Volke Versprechungen zu machen und Wort zu halten, wie ganz richtig unser Großvater Ludwig XIV. sagte, der sich doch wohl auf sein Königsgeschäft verstand. Unter ihm sah man die Franzosen nicht murren, mochte er ihnen auch noch so viel aufbürden und sie nach Kräften arm machen. Für seine Kriege, Maitreffen und Paläste nahm er ihnen den letzten Heller weg; das heißt regieren! Karl II. von England machte es beinahe eben so. Als er, wie wir, nach 20jähriger Verbannung, nach dem wirklich erfolgten Tode seines Vaters Karl's I. wieder auf den Thron gelangte, erklärte er laut, daß er es vorzöge, sich einem fremden, seiner Nation feindlichen Könige zu unterwerfen, als mit ihr sich abzufinden oder in Angelegenheiten des Staates sie zu befragen. Erhabene Gesinnungen seines Blutes, seines Ranges und seines Namens würdig! Ich, mein Better, der ich Ihnen dies schreibe, ich würde der absolute König von Europa sein, wenn ich mich bloß hätte mit meinem Volk verständigen wollen. Nichts war leichter. Daß mich der Himmel vor einer solchen Niedrigkeit bewahre! Ich gehorche den Fürsten, den Kabinetten und erhalte von ihnen Befehle, die mich oft in Verlegenheit setzen, immer sehr unverschämt sind, aber ich gehorche dennoch. Hingegen was mein Volk will und was ich ihm verspreche, thue ich ganz und gar nicht, so groß ist der Stolz meiner Seele und das Hoch-

gefühl meiner Race. Bewahren wir ihn, Better, diesen edlen Stolz gegen die Unterthanen; halten wir sorgfältig auf unsere alten Prärogativen, und lassen Sie uns nach dem Beispiel unserer Vorfahren regieren, und nur auf unsere Kammerdiener, Maitreffen, Günstlinge und Priester hören; das ist die Ehre der Krone! Komme es, wie es wolle, lieber sollen die Nationen zu Grunde gehen, als das Recht von Gottes Gnaden!"

„In dieser Hinsicht, mein lieber Better, gehe ich, wie Sie sehen, in alle Ihre Ansichten ein und bitte Gott, daß er Sie darin erhalte. Nicht gleicherweise billige ich Ihre Abneigung gegen jene Regierungsform, welche man die repräsentative genannt hat, die ich jedoch die rekreative nenne, denn für einen König kenne ich nichts Unterhaltenderes auf der Welt, abgesehen von dem Vortheil, der daraus erwächst. Ich liebe die absolute Regierung, aber rücksichtlich des Einkommens ist jene besser. Das Repräsentative sagt mir ungemein zu, vorausgesetzt jedoch, daß ich die Volksdeputirten ernenne, wie wir das in diesem Lande sehr glücklich zu Stande gebracht haben.“

„Versuchen Sie es, mein lieber Better, und Sie werden es mir widersagen. Sie werden bald sehen, daß Ihr Indien, Ihre Gallionen, Ihr Peru armselige Sparbüchsen sind im Vergleich zu dieser Erfindung, im Vergleich zu einem discutirten, von guten Abgeordneten votirten Budget. Sie müssen Sich durch alle die Worte Freiheit, Oeffentlichkeit, Repräsentation, nicht schrecken lassen. Das sind Repräsentationen zu unserm Benefiz, deren Ertrag ungeheuer und wobei Gefahr nicht zu fürchten ist, mag man sagen was man will. Ein Vergleich wird Ihnen dies anschaulich machen. Der Dampfkessel, der jede Minute eine fette Suppe gibt, wenn man mit ihm umzugehen versteht, aber platzt und Sie tödtet, wenn Sie nicht aufpassen, so ist die Sache, so ist mein Repräsentativsystem. Es braucht nur richtig geheizt zu werden, nicht zu viel und nicht zu wenig, eine leichte Sache, das besorgen unsere Minister, und die Suppe ist eine Milliarde.“



„Octroyiren Sie, mein Vetter, octroyiren Sie eine constitutionelle Charte und Alles was daraus folgt: Wahlrecht, Jury, Pressfreiheit; bewilligen Sie und sorgen Sie für nichts.“

„Um die Maschine bei Ihnen aufzurichten und ohne die geringste Gefahr für Ihre königliche Person in Gang zu bringen, werde ich Ihnen, wenn Sie wollen, den Herrn von Billele schicken, einen bewundernswerthen Mann, oder irgend einen andern von unsern Freunden mit einigen zwanzig Präseften. Vertrauen Sie sich ihnen nur an; in weniger als nichts werden sie Ihnen zwei Kammern zu Stande bringen und ein Ministerium, hinter dem Sie schlafen können, während man Geld für Sie schafft. Sie werden, wie Foy sagt, von dem erhabenen Standpunkte aus, auf den wir gestellt sind, den Zeitvertreib haben, ihre Debatten anzuhören, die lächerlichste Sache von der Welt, wahrer Hunde- und Katzenlärm, wenn die sich auf der Straße um einen Knochen herumbalgen. Wird ihr Gefesse unbequem, so läßt man einige Eimer Wasser dazwischen schütten, sobald das Budget discutirt ist.“

„Ich hätte Ihnen noch viele andere Dinge zu sagen, die ich aber für diesmal bei Seite lasse, indem ich Gott bitte, daß er Sie, mein Vetter, in seinen heiligen Schutz nehme.“ Ludwig. de Billele. Für gleichlautende Abschrift: P. L. Courier, Winzer.“

Nach alle diesem, Herr Redacteur, werden Sie ausrufen: Nichts Neues unter der Sonne! Auch denen ist es gesagt worden! Aber wie wenig hilft die beste Predigt, wenn der Zuhörer schläft. Die Franzosen ließen ihren Courier in ein Ohr hineingehen und zum andern wieder heraus. Vieles nahmen sie auch wohl für Scherz, wie die Abschaffung der Soldaten, der Pfaffen und der Juristen. Darin denken sie noch strenger, d. h. noch inniger als wir, sie sind noch immer der Meinung: ohne Soldaten, Pfaffen und Juristen würde die Welt untergehen und sie haben Recht, eine Welt von Dummheit wäre mit diesen drei Dingen abgeschafft. Erschrecken Sie nur nicht, verehrter Herr, wie einst der Herr von Wietersheim erschrak, den „wir Sachsen“ vor der Sündfluth

zum Minister hatten, als die Rede von der Abschaffung des Böbels war: „Man will uns abschaffen,“ rief er aus. Mit welchem Rechte er das Wort so verstand, will ich nicht erörtern. Er ängstigte sich aber jedenfalls sehr voreilig. Denn der Böbel ist mindestens eben so schwer abzuschaffen, als die Soldaten, die Pfaffen und die Juristen. Alle diese Dinge sind zäh. Jedermann sieht die Nothwendigkeit, daß sie abgeschafft werden müssen, ein, wenn er sich's überlegt; aber wie in aller Welt wollen wir die Menschen zwingen, sich's zu überlegen, wenn sie nicht wollen? Sie haben also vor der Hand noch nichts zu besorgen, Herr Redacteur; Ihr Blatt wird noch viele Jahre lang Stoff haben, wie bisher die Schlägereien der Soldaten untereinander und die Ermordung der Unbewaffneten durch die Bewaffneten, die Fortpflanzung des Aberglaubens an der Stelle des wirklichen Unterrichts und die Ausübung der richterlichen Gewaltthat an der Stelle des freien Austrags und der reellen Volksjustiz — alle diese Ereignisse werden noch lange so fortgehen, und wenn die Abällino's und die Schinderhannes in unserer fortgeschrittenen Zeit aus Ihren Spalten verschwunden sind, so ist auf andere Weise dafür gesorgt, daß Sie keinen Mangel leiden an haarsträubenden und empörenden Vorgängen, ja, die ungarischen, badischen, italienischen und selbst die pariser Mordscenen haben alle frühern Schauerstücke weit hinter sich gelassen und sie zugleich an Umfang und an Unmenschlichkeit übertroffen. Was hilft die Theorie der Humanität gegen diese Praxis?

Wüßten die Zeitungsredactionen dies nicht, keine einzige würde auch nur Einen Brief von Courier veröffentlichen, sie würden ausrufen, wie der unglückliche Wietersheim: er will uns abschaffen! Aus demselben Grunde, Herr Redacteur, werden Sie auch meinen Wunsch zu der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts, daß sie mager an Schand- und sogenannten Heldenthaten, reich dagegen an vernünftiger Ueberlegung und befreienden Erfindungen sein möge, völlig unversänglich finden. Die Welt läßt sich in der Tollheit nicht irre machen. „Ein jeder geht seinem Vergnügen nach!“ sagte Vater



Löpelmann, als er hinging sich zu ersäufen, was eine richtige Auslegung des alten Sages ist: trahit sua quemque voluptas.

Lesen Sie wohl, und lesen Sie auch die übrigen Briefe von Courier. Lesen Sie den Courier mit dem Daumer'schen Hafs zusammen, und Sie werden sich wundern, wie finster unsere hellsten Köpfe bis auf unsere Tage herab gewesen sind, selbst diejenigen, welche nicht in Gotha gegenwärtig waren.

A. Putney.

### Der Prozeß Karl's I. von England.

(Schluß.)

Unter den Richtern und Zuhörern verbreitete sich eine heftige Bewegung. Freunde wie Feinde suchten zu errathen, in welcher Absicht der König diese Conferenz mit den beiden Kammern verlange, und was er ihnen vorzuschlagen haben könne. Es waren tausend Gerüchte darüber in Umlauf. Die Meisten schienen zu glauben, daß er sich erbieten wolle, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Wie dem aber auch sein mochte, so war doch die Verlegenheit des Gerichtshofes ungemein groß; die Partei fühlte sich trotz ihres Sieges doch nicht darauf vorbereitet, Zeit zu verlieren, oder sich neuen Zufällen auszusetzen; selbst unter den Richtern machte sich einige Erschütterung bemerklich. Um der Gefahr zu entgehen, behauptete Bradshaw, daß das Verlangen des Königs nur ein Kunstgriff sei, um der Gerichtsbarkeit des Hofes zu enttrinnen, und es erhob sich zwischen ihnen über diesen Gegenstand eine lange spitzfindige Debatte. Karl bestand mit jedem Male lebhafter darauf, angehört zu werden, aber mit jedem Male wurden auch die Soldaten um ihn her lärmender und beschimpfender; die Einen zündeten ihre Pfeifen an und bliesen ihm den Dampf ins Gesicht; die Andern murrten in gemeinen Ausdrücken über die Langsam-

keit des Prozeßes. Artell lachte und witzelte laut. Umsonst wendete sich der König zu wiederholten Malen gegen sie und suchte bald durch Geberden, bald durch Worte auf einige Augenblicke ihre Aufmerksamkeit zu erregen, oder sie wenigstens zum Schweigen zu bringen, man antwortete ihm mit dem Geschrei: „Gerechtigkeit, Hinrichtung!“ Bestürzt und fast außer sich, rief er endlich mit leidenschaftlichem Tone: „Hört mich! Hört mich!“ aber dasselbe Geschrei begann von Neuem; jetzt gab sich indeß eine unerwartete Bewegung unter den Gerichtsbeisitzern kund. Eines von den Mitgliedern, der Oberst Downs, bewegte sich auf seinem Sitze hin und her; umsonst bemühten sich seine beiden Nachbarn, Gawley und der Oberst Wanton, ihn zurückzuhalten. „Haben wir denn steinerne Herzen?“ sagte er, „sind wir Menschen?“ — „Ihr werdet uns und Euch mit uns ins Verderben stürzen,“ sagte Gawley. — „Es thut nichts,“ antwortete Downs, „ich muß es thun und wenn ich darüber sterben müßte.“ Auf diese Worte wendete sich Cromwell, der unter ihm saß, plötzlich um, und sagte: „Oberst, seid ihr bei Verstande? Woran denkt Ihr? Könnt Ihr Euch denn nicht ruhig halten?“ — „Nein,“ entgegnete Downs, „ich kann mich nicht ruhig halten.“ Er erhob sich darauf sogleich und sprach zu dem Präsidenten: „Mylord, mein Gewissen ist nicht erleuchtet genug, um mir das Zurückweisen der Forderung des Gefangenen zu gestatten. Ich bitte, daß der Gerichtshof sich zurückziehen möge, um darüber zu berathen.“ — „Da es eines von den Mitgliedern wünscht,“ antwortete Bradshaw ernsthaft, „muß sich der Gerichtshof zurückziehen.“ Und sie begaben sich in einen anstoßenden Saal.

Sie waren kaum dort eingetreten, als Cromwell den Obersten rauh ansuhr und von ihm Rechenschaft über die Unordnung und Verlegenheit, welche er dem Gerichtshofe bereite, verlangte. Downs vertheidigte sich bestürzt, indem er anführte, daß die Vorschläge des Königs vielleicht zufriedenstellend sein würden, daß man am Ende doch nichts weiter gesucht habe und noch suche, als gute und sichere Bürgschaften, daß man die, welche der König anbieten wolle,



nicht zurückweisen dürfe, ohne sie zu kennen, daß man ihm wenigstens schuldig sei, ihn anzuhören und gegen ihn die einfachsten Regeln des gemeinen Rechts zu beobachten. Cromwell hörte ihn mit brutaler Ungeduld an, indem er sich um ihn her bewegte und ihn bei jedem Worte unterbrach. „Endlich sind wir,“ sagte er, „über die großen Gründe belehrt, welche der Oberst hatte, um uns auf diese Art zu stören. Er weiß nicht, daß er es mit dem unbeugsamsten Menschen auf Erden zu thun hat. Ist es geziemend, daß sich der Gerichtshof durch die Halsstarrigkeit eines Einzigen stören und hemmen läßt? Wir blicken der ganzen Geschichte auf den Grund; er möchte seinen alten Herrn retten. Laßt uns ein Ende machen, zurückkehren und unsere Pflicht thun.“ Umsonst wurde der Wunsch Downs vom Oberst Harvey und einigen Andern unterstützt; die Diskussion war schnell erstickt, nach einer halben Stunde fuhr der Gerichtshof in seiner Sitzung fort und Bradshaw erklärte dem König, daß er dessen Vorschlag zurückweise.

Karl schien bestegt zu sein und bestand nur noch schwach auf seinem Verlangen. „Wenn Ihr nichts hinzuzufügen habt,“ sagte Bradshaw zu ihm, „so wird man zum Urtheil schreiten.“ — „Ich werde nichts hinzuzufügen, Sir,“ antwortete der König, „ich wünsche nur, daß man das, was ich gesagt habe, zu Protokoll nehmen möge.“ Bradshaw kündigte ihm, ohne zu antworten, an, daß er jetzt sein Urtheil vernehmen werde. Ehe er dessen Vorlesung befehl, hielt er eine lange Rede an den König, eine feierliche Lob- und Entschuldigungsrede des Benehmens des Parlaments, in welcher er an alles Unrecht, welches sich der König habe zu Schulden kommen lassen, erinnerte und alle Uebel des Krieges auf ihn allein warf, da seine Tyrannei den Widerstand zu einer Pflicht sowohl, wie zu einer Nothwendigkeit gemacht habe. Die Sprache des Redners war hart, bitter, aber ernst, fromm, von Schmähungen frei, und seine Ueberzeugung offenbar tief, wiewohl mit einiger rachsüchtigen Bewegung vermischt. Der König hörte ihn ohne Unterbrechung und mit gleichem Ernste an. Als die

Rede sich jedoch ihrem Ende näherte, bemächtigte sich seiner eine immer stärker werdende sichtbare Unruhe, und in dem Augenblicke wo Bradshaw schwieg, versuchte er das Wort zu ergreifen. Bradshaw widersetzte sich aber und gab dem Actuar den Befehl, den Spruch zu lesen. Nachdem die Verlesung beendet war, sagte er: „Dies ist der Akt, die Ansicht, das einstimmige Urtheil des Gerichtshofes.“ Und der ganze Gerichtshof erhob sich zum Zeichen der Bestimmung. „Sir,“ sagte der König unerwartet, „wollt Ihr meine Worte anhören?“

Bradshaw. „Sir, Ihr könnt nach dem Spruche nicht mehr gehört werden.“

Der König. „Nicht, Sir?“

Bradshaw. „Nein, Sir, wenn Ihr es erlaubt, Sir. — Wachen führt den Gefangenen ab.“

Der König. „Ich kann nach dem Urtheile sprechen . . . Erlaubt, Sir, ich habe stets das Recht, nach dem Urtheile zu sprechen . . . Erlaubt . . . Wartet . . . Das Urtheil, Sir . . . Ich sage Sir . . . Man erlaubt mir nicht zu sprechen, denkt, welche Gerechtigkeit Andere erwarten können.“

In diesem Augenblicke wurde er von Soldaten umringt, die ihn von den Schranken hinwegriffen und gewaltsam bis an die Stelle brachten, wo ihn sein Tragsessel erwartete. Während er die Treppe hinabstieg, hatte er die größten Beschimpfungen zu erdulden. Die Sinen warfen ihre brennenden Pfeifen vor seine Füße, die Andern bliesen ihm ihren Tabaksdampf ins Gesicht. Alle schrieten ihm in die Ohren: „Gerechtigkeit, Hinrichtung!“ Mit diesen Schreien vermischte indeß das Volk mitunter die feinen: „Gott schütze Ew. Majestät! Gott erlöse Ew. Majestät aus den Händen Eurer Feinde!“ und so lange er noch nicht in seinem Tragsessel eingeschlossen war, blieben die Träger trotz der Befehle Artell's, der sich selbst so weit vergaß, sie zu schlagen, mit unbedecktem Kopfe stehen. Man setzte sich nach Whitehall in Bewegung. Beide Seiten der Straße waren von Truppen eingefast; vor den Läden und Thüren und an den Fenstern befand sich eine ungeheure Menschenmenge, meist schweigend, theilweise weinend



und selbst laut für den König betend. Von einem Augenblicke zum andern erneuerten die Soldaten, um ihren Sieg zu feiern, ihr Geschrei: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Hinrichtung! Hinrichtung!“ Karl aber hatte seine gewohnte, ruhige Heiterkeit wieder erlangt und sagte, zu stolz, um an die Aufrichtigkeit ihres Hasses zu glauben, als er aus seinem Tragsessel stieg: „Die armen Leute! für einen Schilling würden sie eben so gegen ihre Offiziere schreien!“

Kaum nach Whitehall zurückgekehrt, sagte er: „Herbert, hört mich an; mein Neffe, der Pfalzgraf und einige Lords, die Anhänglichkeit gegen mich hegen, werden alle Anstrengungen machen, um mich zu sehen. Ich bin ihnen dafür dankbar, aber meine Zeit ist kurz und kostbar. Ich wünsche sie zum Wohle meiner Seele anzuwenden und hoffe also, daß sie keinen Anstoß daran nehmen werden, wenn ich nur meine Kinder empfangen. Der größte Dienst, den mir heute Diejenigen, welche mich lieben, leisten können, ist der, für mich zu beten.“ Er ließ in der That seine jüngsten Kinder, die Prinzessin Elisabeth und den Herzog von Gloucester, die unter der Bewachung des Parlaments geblieben waren, sowie den Bischof von London, Juron, dessen geistlichen Beistand er bereits durch Vermittelung von Hugh Peters erhalten hatte, zu sich bitten. Beides wurde ihm gewährt. Am folgenden Tage, den 28., begab sich der Bischof nach St. James, wohin der König gebracht worden war. Er ließ, als er sich ihm näherte, seinen Schmerz zum vollen Ausbruch kommen. „Lassen wir das, Mylord,“ sagte Karl zu ihm, „wir haben keine Zeit, um uns damit zu beschäftigen; denken wir an unsere große Angelegenheit. Ich muß mich vorbereiten, um vor Gott zu erscheinen, dem ich in Kurzem Rechenschaft über mich abzulegen haben werde. Ich hoffe, daß ich es mit Ruhe thue und daß Ihr mir Beistand darin leisten werdet. Reden wir nicht mehr von den Glenden, in deren Händen ich mich befinde; sie dürften nach meinem Blute, sie werden es erhalten und Gottes Wille geschehe. Ich preise seinen Namen. Ich verzeihe ihnen Allen aufrichtig . . . aber sprechen

wir nicht weiter davon.“ Er verbrachte den Ueberrest des Tages im frommen Gespräch mit dem Bischof. Man hatte nur mit großer Mühe erlangt, daß er in seinem Zimmer, wo der Oberst Hacker anfänglich zwei Soldaten aufgestellt hatte, allein gelassen wurde, und während Juron's Besuch öffnete die Schildwache an der Thür von Zeit zu Zeit das Zimmer, um sich zu überzeugen, daß der König noch da sei. Wie er vermuthet hatte, kamen sein Neffe, der Pfalzgraf, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford, die Grafen Southampton, Lindsay und einige Andere von seinen ältesten Dienern, um ihn zu sehen, aber er empfing sie nicht. Mr. Seymour, ein Edelmann im Dienste des Prinzen von Wales, kam an demselben Tage mit einem Briefe vom Prinzen aus dem Haag an; der König gab Befehl, ihn eintreten zu lassen, las den Brief, warf ihn in's Feuer, beauftragte den Boten mit seiner Antwort und verabschiedete ihn sofort wieder. Am 29. kam der Bischof fast schon mit Tagesanbruch nach St. James. Sobald das Morgengebet beendet war, ließ der König ein Kästchen bringen, in welchem das St. Georgenkreuz und das des Hofenbandordens zerbrochen lagen. „Hier seht Ihr,“ sagte er zu Juron und Herbert, „die einzigen Reichthümer, welche ich meinen Kindern jetzt hinterlassen kann.“ Man führte sie ihm zu. Beim Anblick ihres Vaters zerfloß die zwölfjährige Elisabeth in Thränen. Der Herzog von Gloucester, der erst acht Jahre zählte, weinte, indem er seine Schwester ansah. Karl nahm sie auf seine Knie, theilte seine Juwelen unter sie, tröstete seine Tochter, gab ihr Rathschläge über das, was sie lesen müsse, um sich gegen den Papismus im Glauben zu befestigen, trug ihr auf ihren Brüdern zu sagen, daß er seinen Feinden verzeihen und ihrer Mutter, daß seine Gedanken stets bei ihr gewesen seien und daß er sie bis zum letzten Augenblicke lieben würde, wie am ersten Tage ihrer Ehe. Hierauf wendete er sich zu dem kleinen Herzog und sagte zu ihm: „Mein liebes Herz, sie werden Deinem Vater den Kopf abschlagen.“ Das Kind blickte ihn unverwandt mit höchst ernsthafter Miene an. „Achte auf das, was ich Dir sage, mein Kind,



... sie werden mir den Kopf abschlagen und Dich vielleicht zum König machen, aber merke wohl auf das, was ich Dir sage, Du darfst nicht König sein, so lange Deine Brüder Karl und Jakob am Leben sind, denn sie werden Deinen Brüdern den Kopf abschlagen, wenn sie dieselben fangen können und Dir am Ende das Gleiche thun. Ich befehle Dir daher, Dich niemals von ihnen zum Könige machen zu lassen.“ „Eher will ich mich in Stücke hacken lassen,“ antwortete das Kind bewegt. Der König umarmte den Knaben freudig, stellte ihn auf die Erde, umarmte seine Tochter, segnete Beide, bat Gott sie zu segnen, erhob sich dann plötzlich und sagte zu Juxon: „Laßt sie hinweg führen.“ Die Kinder schluchzten, der König erstickte stehend und mit an das Fenster gelehnter Stirn seine Thränen. Die Thür öffnete sich und die Kinder waren im Begriff hinauszugehen. Jetzt verließ Karl plötzlich das Fenster, nahm sie wieder auf seine Arme, segnete sie von Neuem, und nachdem er sich endlich ihren Liebkosungen entrissen, sank er wieder auf die Kniee und begann von Neuem mit dem Bischof und Herbert, den einzigen Zeugen dieses traurigen Abschieds, zu beten.

An jenem Morgen hatte sich auch der Obergerichtshof versammelt und auf Dienstag den 30. Jan. zwischen 10 und 3 Uhr die Hinrichtung angelegt. Als der Todesbefehl unterzeichnet werden sollte, hatte man große Mühe die Commissäre zusammenzubringen; umsonst hielten sich zwei bis drei von den Leidenschaftlichsten an der Thür des Saales, um Diejenigen von ihren Collegen, welche vorübergingen, um sich nach dem Unterhause zu begeben, aufzuhalten, und sie aufzufordern, ihren Namen zu unterzeichnen; selbst Mehrere von Denjenigen, welche für die Verurtheilung gestimmt hatten, trugen Sorge sich versteckt zu halten oder weigerten sich ausdrücklich. Cromwell war fast allein munter, lärmend und dreist, und überließ sich den größten Ausbrüchen seiner gewohnten Lustigmacherei. Nachdem er als Dritter unterzeichnet hatte, besudelte er das Gesicht des neben ihm sitzenden Henry Martyn mit Tinte, was ihm dieser augenblicklich zurück-

gab. Der Oberst Ingoldsby, sein Vetter, der mit zu den Richtern gehörte, aber den Sitzungen des Hofes nicht beigewohnt hatte, kam zufällig in den Saal. „Diesmal,“ rief Cromwell, „wird er uns nicht entwischen,“ bemächtigte sich mit lautem Gelächter, von einigen im Saale befindlichen Mitgliedern unterstützt, sogleich Ingoldsby, steckte ihm die Feder zwischen die Finger, führte ihm die Hand und zwang ihn zum Unterzeichnen. Endlich brachte man 59 Unterschriften zusammen, von denen mehrere Namen entweder aus Unruhe oder absichtlich so undeutlich geschrieben waren, daß es fast unmöglich war, sie zu erkennen. Der Befehl wurde an den Oberst Hacker, den Oberst Hunkö und den Oberstlieutenant Phayre gerichtet und dieselben mit der Ausführung beauftragt. Bisher hatten die außerordentlichen Gesandten der Generalstaaten, Albert Joachim und Adrian de Pauw, die sich seit fünf Tagen in London befanden, vergeblich um eine Audienz bei den Parlamentshäusern nachgesucht; weder ihr offizielles Verlangen, noch ihre Besuche bei Fairfax, Cromwell und einigen andern Offizieren hatten ihnen eine solche verschaffen können. Plötzlich gegen ein Uhr benachrichtigte man sie, daß sie um zwei Uhr von den Lords und um drei von den Gemeinen empfangen werden würden. Sie stellten sich eiligst ein und entledigten sich ihres Auftrages. Man versprach ihnen eine Antwort, und als sie nach ihrer Wohnung zurückkehrten, sahen sie, wie vor Whitehall die Zurüstungen für die Hinrichtung getroffen wurden. Sie hatten einen Besuch von dem französischen und spanischen Gesandten erhalten, aber weder der Eine noch der Andere sich ihren Schritten anschließen wollen. Der Erstere begnügte sich mit der Betheuerung, daß er seit lange schon diesen beklagenswerthen Staatsstreich vorausgesehen und Alles gethan habe, um ihn abzuwenden, während der Zweite, wie er sagte, von seinem Hofe keinen Befehl zum Einschreiten erhalten habe, jedoch jeden Augenblick einen solchen erwarte.

Am 30. Jan. 1649 gegen Mittag hatte den beiden Holländern eine zweite Zusammenkunft mit Fairfax in dem Hause seines Sekre-



tars einen Hoffnungsschimmer gegeben; er war von ihren Vorstellungen bewegt worden, hatte endlich aus seiner Unthätigkeit herauszutreten entschlossen geschienen und versprochen, sich auf der Stelle nach dem Parlamente zu begeben, um wenigstens einen Aufschub zu erbitten. Als sie ihn aber verließen, trafen die beiden Gesandten vor dem Hause selbst, in welchem sie mit ihm gesprochen hatten, eine Cavalerie-Abtheilung, welche den Platz räumte; alle nach Whitehall führenden Zugänge, alle anstoßenden Straßen waren ebenfalls mit Soldaten gefüllt und von allen Seiten hörten sie sagen, daß Alles bereit sei und der König nicht lange mehr auf sich warten lassen würde.

In der That hatten sich schon am frühen Morgen in einem Zimmer von Whitehall, neben dem Bette, wo Ireton und Harrison noch zusammenlagen, Cromwell, Hacker, Huncks, Artell und Phayre versammelt, um das letzte Aktenstück des furchtbaren Prozesses, den Befehl, welcher an den Henker gerichtet werden sollte, aufzusetzen und anzufertigen. „Oberst,“ sagte Cromwell zu Huncks, „es ist an Euch, ihn zu schreiben und zu unterzeichnen.“ Huncks weigerte sich hartnäckig. „Welche verstockte Krabbürste!“ sagte Cromwell. — „Wahrhaftig, Oberst Huncks,“ sagte Artell zu ihm, „ich schäme mich Eurer. Das Schiff läuft in den Hafen und Ihr wollt die Segel einziehen ehe Ihr vor Anker kommt.“ Huncks beharrte auf seiner Weigerung, worauf sich Cromwell murrend niedersetzte, selbst den Befehl schrieb und ihn dem Oberst Hacker hinschob, welcher denselben auch ohne Einwand unterzeichnete.

Fast im gleichen Augenblicke stieg Karl nach einem vierstündigen tiefen Schlafe aus seinem Bette. „Ich habe ein großes Geschäft zu beenden,“ sagte er zu Herbert, „ich muß schnell aufstehen,“ und er begab sich an die Toilette. Herbert kämmte ihn in seiner Unruhe mit weniger Sorgfalt, worauf der König sagte: „Ich bitte, Euch eben so viel Mühe wie gewöhnlich zu geben, obgleich mein Kopf nicht lange mehr auf meinen Schultern bleiben wird. Ich will mich heute puzen wie ein Bräutigam.“ Beim Ankleiden verlangte er noch ein zweites

Gemd. „Das Wetter ist so kalt,“ sagte er, „daß ich zittern könnte, und Manche würden dies vielleicht der Furcht zuschreiben. Ich will nicht, daß eine solche Vermuthung möglich sei.“ Die Sonne war kaum aufgegangen als der Bischof sich einstellte und die geistlichen Uebungen begannen. Während er im 27. Capitel des Evangeliums Matthäi die Darstellung der Passion Christi las, fragte ihn der König: „Mylord, habt Ihr dieses Capitel als das für meine Lage anwendbarste gewählt?“ — „Ich bitte Ew. Majestät zu bemerken,“ antwortete der Bischof, „daß es das Evangelium des Tages ist, wie es der Kalender beweist.“ Der König schien davon tief bewegt zu werden und setzte seine Gebete mit verdoppelter Inbrunst fort. Gegen 10 Uhr wurde leise an die Thür des Zimmers geklopft. Herbert blieb unbeweglich. Jetzt ließ sich ein zweites, etwas stärkeres, wiewohl immer noch leises Klopfen hören. „Geht und seht nach, wer da ist,“ sagte der König. Es war der Oberst Hacker. „Laßt ihn eintreten,“ sagte er. — „Sire,“ sprach der Oberst mit leiser, halb bebender Stimme, es ist Zeit nach Whitehall zu gehen, Ew. Majestät wird dort noch mehr als eine Stunde zum Ausruhen haben.“ — „Ich komme sogleich,“ antwortete Karl, „verlaßt mich.“ Hacker verließ das Zimmer, der König sammelte sich noch einige Minuten, ergriff dann die Hand des Bischofs und sagte: „Kommt, wir wollen gehen. Herbert, öffnet die Thür; Hacker benachrichtigt mich schon zum zweiten Male!“ und er stieg in den Park hinab, welchen er durchschreiten mußte, um sich nach Whitehall zu begeben.

Dort erwarteten ihn mehrere Compagnien Infanterie, die auf beiden Seiten ein doppeltes Spalier bildeten; vor ihm marschirte eine Abtheilung von Hellebardirern mit fliegenden Fahnen. Die Trommeln wirbelten, der Lärm über-täubte alle Stimmen. Zur Rechten des Königs befand sich der Bischof, zur Linken mit entblößtem Haupte der Gardecommandant Oberst Tomlinson, welchen Karl, von seinem rücksichtslosen Benehmen gerührt, gebeten hatte, ihn bis zum letzten Augenblicke nicht zu verlassen. Er unterhielt sich unterwegs mit ihm, sprach mit ihm



über sein Begräbniß, und die Personen, welchen er die Sorge dafür übertragen zu sehen wünsche; seine Miene war heiter, sein Blick glänzend, sein Schritt fest, er marschirte sogar noch schneller als die Soldaten und gab sein Erstaunen über deren Langsamkeit zu erkennen. Einer von den diensthabenden Offizieren, der sich ohne Zweifel schmeichelte, ihn in Verwirrung bringen zu können, fragte ihn, ob er nicht mit dem verstorbenen Herzog von Buckingham an dem Tode seines königlichen Vaters Theil gehabt. „Mein Freund,“ antwortete ihm Karl mit Verachtung aber sanft; „wenn ich keine andere Sünde als diese zu verantworten hätte, so nehme ich Gott zum Zeugen und versichere Dir, daß ich ihn nicht um Verzeihung zu bitten brauchen würde.“ Als er in Whitehall ankam, stieg er leicht die Treppen hinauf, durchschritt die große Galerie und gelangte in sein Schlafzimmer, wo man ihn mit dem Bischof, welcher sich anschickte, ihm das Abendmahl zu geben, allein ließ. Einige Independentenprediger, unter andern Nye und Goodwin, klopften an die Thür und sagten, daß sie dem König ihre Dienste anbieten wollten. „Der König betet,“ antwortete Juron, aber sie beharrten auf ihrem Verlangen. „Nun wohl,“ sagte Karl zum Bischof, „dankt ihnen in meinem Namen für ihr Anerbieten, aber sagt ihnen offen, daß sie, nachdem sie so oft und ohne Anlaß gegen mich gebetet, während meines Todeskampfes nicht mit mir beten werden. Sie können, wenn sie wollen, für mich beten, und ich werde ihnen dafür dankbar sein.“ Sie entfernten sich, der König kniete nieder, nahm aus den Händen des Bischofs das Abendmahl, erhob sich darauf lebhaft und sagte: „Jetzt mögen die Schurken kommen, ich habe ihnen von Herzensgrunde verziehen, ich bin zu Allem, was mir widerfahren wird, bereit. Man hatte ihm ein Mittagsmahl aufgetragen, von dem er jedoch nichts genießen wollte. „Sire,“ sagte Juron zu ihm, „Ew. Majestät ist seit lange nüchtern, es ist kalt, vielleicht könnte auf dem Schaffot eine Schwäche...“ „Ihr habt recht,“ sagte der König und aß ein Stück Brod und trank ein Glas Wein. Es war 1 Uhr: Hacker klopste an die Thür, Juron und Herbert sanken auf ihre Kniee. —

„Steht auf, alter Freund,“ sagte der König, indem er ihm die Hand reichte. Hacker klopste von Neuem und Karl ließ die Thür öffnen. „Geht voran,“ sagte er zu dem Obersten, „ich folge Euch.“ Er schritt zwischen zwei ununterbrochenen Soldatenspalieren durch den Bankettsaal hin; eine Menge von Männern und Frauen hatten sich mit Lebensgefahr bis dahin durchgedrängt, standen bewegungslos hinter den Wachen und beteten für den König, während er vorüberging. Die selbst stummen Soldaten behandelten sie diesmal nicht unsanft. Am äußersten Ende des Saales führte eine am Tage vorher in die Mauer geschlagene Oeffnung gerade auf das schwarz beschlagene Schaffot, wo ihn zwei bei dem Blocke stehende maskirte Männer in Matrosenkleidung erwarteten. Der König kam in aufrechter Haltung heraus, ließ seine Blicke nach allen Seiten hin schweifen und suchte das Volk, um dasselbe anzureden. Aber der ganze Platz war von Soldaten bedeckt, die keinen Andern herankommen ließen. Er wendete sich zu Juron und Tomlinson und sagte zu ihnen: „Ich kann nur von Euch gehört werden, werde also an Euch einige Worte richten.“ Und in der That hielt er eine kleine Rede, auf welche er sich vorbereitet hatte, an sie, worin er sich ernst und ruhig bis zur Kälte erwies und einzig und allein darauf bedacht war, zu behaupten, daß er recht gehabt habe, daß die Verachtung der Rechte des Souveräns der wahre Grund des Unglücks des Volkes sei, daß das Volk keinen Theil an der Regierung haben dürfe und das Reich nur unter dieser Bedingung den Frieden und seine Freiheiten wieder erlangen würde. Während seiner Rede berührte Jemand das Beil, worauf er sich schnell umwendete und sagte: „Berührt das Beil nicht, es würde mir mehr Schmerz verursachen.“ Nachdem er zu Ende gekommen, näherte sich wieder Jemand demselben, und er wiederholte mit dem Tone des Schreckens: „Nehmt das Beil in Acht, nehmt das Beil in Acht!“ Ringsum herrschte das tiefste Schweigen, er setzte eine seidene Mütze auf den Kopf, wendete sich an den Henker und fragte: „Sind Euch meine Haare im Wege?“ — „Ich bitte Eure



Majestät, sie unter die Mühe zu stecken," antwortete der Mann, indem er sich verneigte. Der König ordnete sie mit Hilfe des Bischofs. „Ich habe," sagte er, während er dies that, „eine gute Sache und einen gütigen Gott für mich." — Juron: „Ja, Sire, Ihr habt nur noch einen Schritt zu thun, er ist voller Angst und Unruhe, aber von kurzer Dauer, und bedenkt, daß er Euch eine große Reise thun läßt; er bringt Euch von der Erde nach dem Himmel." — Der König: „Ich gehe von einer verwelklichen Krone zu einer unverwelklichen Krone über, wo ich keine Unruhe, keine Art von Unruhe zu fürchten haben werde." Dann wendete er sich zu dem Henker und fragte: „Sind meine Haare so recht?" Er nahm seinen Mantel und sein St. Georgenkreuz ab, gab das letztere dem Bischof, indem er sagte: „Erinnert Euch!" zog sein Wamms aus, legte seinen Mantel wieder an und sprach zu dem Henker, indem er den Block betrachtete: „Stellt ihn so, daß er recht fest ist." — „Er ist fest, Sire." — Der König: „Ich werde ein kurzes Gebet verrichten, und wenn ich die Hände ausstrecke — so . . ." Er sammelte sich, sprach leise einige Worte vor sich hin, erhob die Augen zum Himmel, kniete nieder, und legte seinen Kopf auf den Block. Der Henker berührte seine Haare, um sie noch weiter unter seine Mühe zu bringen, der König glaubte, daß er zuschlagen wolle, und sagte zu ihm: „Wartet das Zeichen ab." — „Ich werde es abwarten, Sire, wie es Eurer Majestät beliebt." — Einen Augenblick darauf streckte der König die Hände aus, der Henker schlug zu, — der Kopf fiel auf den ersten Streich. „Dies ist der Kopf eines Hochverräthers," sagte er, indem er ihn dem Volke zeigte. Ein langes dumpfes Stöhnen erhob sich um Whitehall. Viele stürzten auf den Fuß des Schaffots zu, um ihre Taschentücher in das Blut des Königs zu tauchen. Zwei in verschiedenen Richtungen vorrückende Cavalerie-Abtheilungen zerstreuten langsam die Menge. Sobald das Schaffot einsam da stand, nahm man die Leiche herab, sie war bereits in den Sarg eingeschlossen. Cromwell wollte sie sehen, betrachtete sie aufmerksam, erhob mit

den Händen den Kopf, wie um sich zu überzeugen, daß er auch wirklich vom Rumpfe getrennt sei und sagte: „Es war ein Körper von guter Constitution, der ein langes Leben versprach."

Der Sarg blieb 7 Tage in Whitehall ausgestellt. An der Thür drängte sich eine ungeheure Menschenmenge, aber nur Wenige erhielten Erlaubniß zum Eintreten. Am 6. Febr. wurde er auf Befehl der Gemeinen mit der Ermächtigung, ihn im Schlosse zu Windsor in der St. Georgenkapelle, wo schon der Heinrich's VIII. stand, beizusetzen, an Herbert und Mildmay übergeben. Der Transport geschah ohne Prunk, aber mit Anstand, sechs schwarz behangene Pferde zogen den Leichenwagen, vier Wägen, von denen zwei ebenfalls schwarz ausgeschlagen waren, folgten ihm mit den letzten Dienern des Königs, denjenigen, welche auf der Insel Wight bei ihm gewesen waren. Am Tage darauf, dem 8. Febr., kamen mit Zustimmung der Gemeinen der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford, die Grafen Southampton und Lindsay und der Bischof Juron nach Windsor, um der Bestattung beizuwohnen. Sie ließen auf den Sarg bloß die Worte eingraben:

### Karl König. 1648. \*)

Als man die Leiche aus dem Innern des Schlosses nach der Kapelle brachte, veränderte sich plötzlich der bisher heitere und reine Himmel, es schneite heftig, das Leichentuch von schwarzen Sammet wurde davon gänzlich bedeckt und die Diener des Königs sahen gern in der plötzlichen weißen Färbung des Sarges ihres unglücklichen Herrn ein Symbol seiner Unschuld. Sobald der Zug an der für das Begräbniß gewählten Stelle anlangte, wollte der Bischof Juron die Leichenseier nach den Gebräuchen der anglikanischen Kirche vornehmen,

\*) Nach altem Style. — Das Jahr begann damals in England am 24. März und wurde noch nicht nach dem Gregorianischen Kalender berechnet. Der 30. Januar 1648, der Todestag Karl's I. entspricht für uns dem 9. Febr. 1649.



aber der Gouverneur des Schlosses, Whitcott, gab es nicht zu. „Die durch die beiden Häuser verordnete Liturgie,“ sagte er, „ist für den König eben so verbindlich wie für jeden Andern.“ Man ergab sich darein und es fand keine religiöse Feierlichkeit statt. Nachdem der Sarg in die Gruft hinabgelassen worden war, verließen Alle die Kapelle und der Gouverneur verschloß die Thür. Das Haus der Gemeinen ließ sich die Rechnung über die Kosten des Leichenbegängnisses vorlegen und bewilligte 500 Pfd., um sie zu bestreiten. An dem Todestage des Königs, ehe noch ein Courier von London abgegangen war, hatte es eine Verordnung publiciren lassen, wodurch Jeder, der an seiner Stelle „Karl Stuart, seinen Sohn, gemeiniglich Prinz von Wales genannt, oder irgend eine andere Person, unter welchem Vorwande es auch sei,“ zu seinem Nachfolger ausrufen würde, zum Hochverrätther erklärt wurde. Am 6. Febr. schaffte es nach einer langen Debatte und trotz einer Opposition von 29 gegen 44 Stimmen förmlich das Oberhaus ab. Am Tage darauf, den 7. Febr., wurde endlich eine Akte in den folgenden Ausdrücken angenommen: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen worden und dieses Haus erklärt, daß das Königsamt in diesem Lande nutzlos, lästig, und für die Freiheit, Sicherheit und das Wohl des Volkes gefährlich ist. In Folge davon ist es von heute an abgeschafft.“ Darauf ließ man ein Staatsiegel graviren, welches auf der Vorderseite eine Karte von England und Irland mit den Wappen der beiden Länder trug, und auf der Rückseite eine Darstellung des Unterhauses in voller Sitzung mit der von Henry Martyn vorgeschlagenen Inschrift zeigte: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen wieder hergestellten Freiheit.“

### Die Saladeros bei Buenos-Ayres.

Von Fr. Gerstäcker.

So viel schon hatte ich, während meines Aufenthaltes in Buenos-Ayres, von den Sala-

deros oder Schlachtplätzen dieses bedeutenden Handelsortes für Fleisch und Häute gehört, daß ich nicht umhin konnte, die mir von allen Seiten beschriebenen Plätze einmal zu besuchen. Die Schlachtplätze liegen fast sämmtlich an der sogenannten Boca, etwa eine halbe Legua von der Stadt entfernt, und vor dem Frühstück sprengte ich eines Morgens, von einem jungen Deutschen begleitet, hinaus, das Schlachten des Viehes mit anzusehen.

Unser Weg führte uns fast den ganzen Weg dicht am Fluß hin, und widerlich war hier besonders der Anblick der durch den Fluß an's Ufer geschwemmten gefallenen Rinder und besonders Pferde. Der Geruch, oder besser gesagt, Gestank, wurde an mehreren Stellen so schauerlich, daß ich den Athem anhalten mußte. An einem Platze blieb uns sogar nichts weiter übrig, als über drei dicht bei einander liegende Pferde oder wenigstens die Ueberbleibsel derselben hinweg zu steigen. Deutsche Pferde wären hier unter keiner Bedingung vorwärts zu bringen gewesen, die Buenos-Ayres Ponies kehrten sich aber nicht im mindesten daran, und würdigten ihre gefallenen Kameraden kaum eines Blickes.

Nach einem etwa vierstündigen gestreckten Galopp erreichten wir endlich die Ufer der Boca; und ich konnte im Anfang nicht gleich heraus bekommen, was das Weiße sein mochte, das die Ufer an beiden Seiten an mehreren Stellen eindämmte — als wir näher kamen, erkannte ich aber, daß es Rinderköpfe seien, deren Hörner überall, regelmäßig aufgeschichtet, aus der darübergeworfenen Erde hervorschauten. Drüben über der Boca lagen die flachen, offenen Gebäude der Schlächtereien, und wir mußten noch eine Strecke an der Boca herauf und dort über eine Brücke reiten, wo wir gleich darauf den „blutigen Grund“ betraten.

In den ersten Schlächtereien wurde heute nicht geschlachtet — es war „aufgeräumt“ dort, und sah verhältnißmäßig reinlich aus, und als wir langsam hindurch ritten, sahen wir die in Massen aufgeschichteten und eingesalzenen Häute in den einzelnen Schuppen liegen. Mir war aber besonders darum zu thun, das wirkliche



Schlachten der Thiere mit anzusehen; glücklicher Weise fanden wir in der ersten Schlächtereier gleich einen Deutschen, der uns zu dem gesuchten Orte wies.

Schon von Weitem hörten wir das Schreien und die gellenden Zurufe der Viehtreiber, und als wir näher kamen, sahen wir, wie eben wieder drei Reiter in den etwas vom Schauplatz entfernten Korrol (eine Einfangung) sprengten, um einen Theil der dort hineingestellten Thiere in den für ihren Tod bestimmten Fang zu treiben. Einer von ihnen war eine besonders hervorsteckende Persönlichkeit — ein alter schlank gewachsener kräftiger Mann von etwa 56 bis 60 Jahren, zäh und wettergebräunt, aber mit einer solchen Galgenphysiognomie, wie ich nur je einen Menschen gesehen habe. Es schien der Führer der Uebrigen, und in Blut und Mord ergraut; so mußten die Gestalten ausgesehen haben, die Rosas früher mit seinen Blutbefehlen beauftragte, und die ihre Opfer aus den Kreisen ihrer Familien holten und ihnen die Kehlen durchschnitten. Er ging ganz in die Tracht der Gauchos gekleidet, mit roth und blauem Poncho, eben solcher cheripa und den gewöhnlichen botas von Pferdehaut an. Der Lasso hing hinten am Sattel, denn ohne Lasso reitet kein solcher Bursche auch nur einen Schritt, und wenn der Poncho beim raschen Reiten manchmal in die Höhe flatterte, schaute darunter der Griff des hinten im Gürtel schräg steckenden Messers hervor. Der gleichfalls graue Bart umgab ihm in krausen unordentlichen Boteln Kinn und Backen und eben solche Büschel hingen ihm über die Augen herunter. Ich konnte im Anfang meine Blicke von dem greisen Gaucho nicht abwenden, und hätte ich noch einen Zweifel über seinen Charakter gehabt, der nächste Augenblick würde ihn zerstört haben.

Von den Korrols lagen drei dicht neben einander, und der größte auch von dem Schlachtplatz am weitesten entfernt; etwa halb so groß als dieser war der nächstfolgende, und der dritte und zur unmittelbaren Ausnahme der nächst zu schlachtenden Thiere bestimmte war der aller-kleinste, und konnte etwa nur kaum 40 bis 50 Stück halten. In der erstern wurde das Vieh

gleich aus den Pambas hineingetrieben, in den zweiten dann das für den Gebrauch verlangte abgefondert und in den dritten das zum Schlachten abgeführt.

In den zweiten nun, in dem etwa 20 oder 30 noch ihrer Todesstunde harrten, sprengten die drei und trieben die Thiere mit Schreien und Heulen der durch Knaben geöffneten Einfriedigung zu. Im Anfang ging auch das ganz gut; das junge Vieh wurde durch den wilden Lärm und die zum Schein hochgeschwungenen Hände, in denen sie stets den gefürchteten Lasso zu sehen glaubten, scheu gemacht, und drängte selbst von seinen Verfolgern weg! kaum aber quoll ihnen, in der Nähe des letzten Korrols, der warme Blutgeruch ihrer vorhergegangenen Kameraden entgegen, so suchten sie auch eben so rasch wieder zurück zu fliehen, und warfen sich ihren Henkern gerade entgegen. Aber zu spät; diese trieben sie, selbst durch das Gewicht ihrer Pferde, ihrem Bestimmungsort zu — und es gab für sie kein Entrinnen mehr, und eingeschüchtert und halb betäubt wandte sich jetzt die kleine zitternde Schaar mit hochgehobenen Schnauzen den gefürchteten Ort zu betreten. Doch das war den Treibern nicht rasch genug — vorwärts, mit Sporn und Ravenka, trieben sie die eigenen Thiere an, auf die jungen Kinder einzuspringen; mit dem schweren eisernen Reventaring schlugen sie auf die Knochen der ängstlich Blökenden nieder, und der alte greise Gaucho zog endlich mit wildem Fluch sein Messer und stieß es den hintersten Stieren, die nicht rasch genug vordrängen konnten, fünf- bis sechsmal in den After, um die Haut nicht zu verletzen. Die Wunden wären vielleicht, hätten sie noch draußen herumlaufen müssen, tödtlich gewesen; hier schadete es ja aber nichts. Die Thiere wurden gleich geschlachtet. Ich bin überzeugt, der Schuft hätte einem Menschen sein Messer mit eben solcher Ruhe in den Leib gerammt.

Als das letzte der armen, halb zu Tod geängstigten und blutenden Geschöpfe in den für sie bestimmten Korral sprang, schob er das lange Messer lachend unter den Poncho zurück, warf sein Pferd herum und galoppirte nun, von den Ka-



meraden gefolgt, um die Einfriedigung herum auf die andere Seite der Schlächtereier. Dort stieg er ab, befestigte ein langes, auf der Erde liegendes und aus roher Haut gedrehtes starkes Seil an seinem Sattelgurtring, welchem Beispiele die andern beiden, und zwar mit dem nämlichen Tau, folgten, und richtete sich dann nach dem Korral zurückschauend, hoch im Sattel auf. Ich fand bald die Ursache von diesem allem.

Das Ledertau war ein langer starker Lasso, dessen über einen richtigen „Block“ laufende Schlinge der auf der Umzäunung des Korralstehende Schlächter in der Hand hielt, ein paar mal um den Kopf schwang und dann, mit fast nie irrender Sicherheit, einem der Thiere um die Hörner warf. So wie die Reiter sahen, daß der Lasso geschleudert war, gaben sie ihren Thieren die Hacken, diese zogen an und rissen dadurch den gefangenen Stier zuerst auf die Vorderfüße, dann ganz nieder und zu gleicher Zeit auch dicht zu der Stelle heran, wo der Lassowerfer stand. Dieser hatte jetzt ein langes Messer in der Hand, damit bog er sich nieder, stach sein Opfer mit der scharfen Klinge in den Nacken dicht hinter die Hörner, daß es todt zusammenbrach, griff dann wieder nach dem Lasso und richtete sich auf, ihn aufs Neue zu werfen.

In dem Korral, eben da, wo der gestochene Stier lag, öffnete sich aber zu gleicher Zeit eine Klappe, und das ganze Gestell, auf welches er schon vorher durch das Anspannen des Lasso gezogen worden, glitt jetzt mit dem Stier darunter vor und lief auf einer kurzen „Eisenbahn“ den Schlachtschuppen entlang, an dessen Ende sechs Männer bereit standen, ihn von dem kleinen niedern Wagen herabzuziehen, und dann augenblicklich abzustreifen und auszuschlachten. Der Wagen rollte daher ohne weitem Verzug wieder zurück, die Klappe fiel zu, der Lasso flog, ein anderes Opfer suchend, durch die Luft, wieder stürzt der Stier und wurde seinem Tod entgegen gerissen, wieder glitt der Karren auf den blutigen Schienen hin und, von seiner Last befreit, zurück, und ein dritter fiel in demselben

Augenblick — bis auch der letzte gefangen und getödtet worden.

Ich wandte mich jetzt dem Schlachthof selber zu, und der Anblick, der sich hier mir bot, war wirklich schaudererregend. Der Platz selbst wurde so rein gehalten, wie sich das nur möglicher Weise halten ließ. Das Blut floß aber in Strömen in eigens dazu ausgezimmerte Kanäle nieder, und besondere Männer waren sogar dabei beschäftigt, mit eigens zu solchem Dienst bestimmten breiten Holzschaukeln das geronnene Blut auszuschieben, und den Lauf des frisch zuströmenden frei zu halten. Der Schoppen, unter dem die Leute arbeiteten, war hoch und geräumig, und die Eisenbahn lief längs darin hin bis zum äußersten Ende. Hier waren Leute beschäftigt, die letzten angefahrenen Thiere — der Lassowerfer hatte zwei zu gleicher Zeit in die Schlinge bekommen — abzustreifen; dort hielten andere Keulen und Fleischstücke schon früher geschlachteter Thiere ab, und andere trugen oder warfen vielmehr wieder dieses seinem Bestimmungsorte zum Verpacken zu — alle in bloßen Füßen und in Blut wattend, mit Blut bedeckt. Und dazwischen die wild umhergestreuten Köpfe und Gebeine, die Eingeweide, die auf Wagen geladen und fortgefahren wurden, und dort drüben, mich ekelt's noch, wenn ich daran denke — lagen die ungeborenen Kälber, ein Haufen von vielleicht dreißig oder vierzig Stück, die hinausgeworfen, an denen Knaben, bis an die Schultern in Blut, eben beschäftigt waren, den ältesten und schon ziemlich ausgewachsenen die Haut abzustreifen und die andern oder die schon beendigten bei den Hinterläufen nach einem dazu bestimmten Wagen zu schleifen.

Ein Bursche in einem rothen Poncho — pfui, was für ein schmieriger Geselle es war! — schlich sich lange um den Haufen dieser ungeborenen Kälber herum und schien die dort liegenden mit prüfenden Blicken zu betrachten, endlich ergriff er eins der größten bei den Hinterbeinen, zog unter dem Poncho einen alten blutigen Sack vor, steckte es dort hinein und glitt dann, ohne daß sich weiter Jemand um ihn bekümmert hätte, aus dem Schlachthof —



hatte sich der Mann etwa unter diesem ekelerregenden Wust einen Braten ausgesucht? Mir schaudert die Haut bei dem bloßen Gedanken; ich hatte aber auch jetzt an dem Anblick vollkommen genug: sollte ich mir den Appetit an Fleisch ganz verderben?

Unsere Pferde standen dicht bei all dem Blut und Lärmen angebunden, aber so ruhig, als ob sie sich draußen auf freiem ungestörten, unentweiheten Plan befunden hätten. Wir lösten die Zäume, stiegen wieder auf und sprengten gleich darauf, wie es alle Leute in der argentinischen Republik thun, im gestreckten Galopp den Schlachthof entlang über die schmale, die Boca überspannende Brücke hinüber und am Ufer des Rio de la Plata hin, Buenos-Ayres zu.

Es war mir interessant genug, diese Schlächtereien, von wo aus Fleisch und Häute in ungeheuern Massen nach allen Weltgegenden hin versandt werden, einmal in der Nähe gesehen zu haben; ich konnte aber zwei volle Tage lang keinen Bissen Fleisch essen — ich mußte immer an den Mann mit dem rothen Poncho und dem ungeborenen Kalbe denken.

### **Cromwell, Wilhelm III. von England und Washington.**

Drei große Männer, Cromwell, Wilhelm III. und Washington stehen in der Geschichte als Häupter und Vertreter der gewaltigen Krisen, welche das Loos zweier großen Nationen bestimmt haben, da. Durch den Umfang und die Energie seiner natürlichen Talente ist Cromwell von den dreien vielleicht der Ausgezeichnetste; er besaß einen wunderbar schnell entschiedenen, festen, geschmeidigen, erfinderiſchen Geist und eine Thatkraft des Charakters, die durch kein Hinderniß zurückgeschreckt, durch keinen Kampf ermüdet wurde, die ihre Pläne mit gleich unerschöpflicher Gluth und Geduld abwechselnd auf den krummsten und langsamsten oder jähesten und kühnsten Wegen verfolgte.

Er war gleich groß im Gewinnen wie Beherrschen der Menschen, im persönlichen und vertraulichen Verkehr, wie im Organisiren und Führen eines Heeres oder einer Partei. Er besaß den Instinkt der Volksthümlichkeit und die Gabe des Gebietens und wußte mit gleicher Dreistigkeit die Parteien zu entfesseln wie zu bändigen. Aber sein im Schoße einer Revolution geborner und von Erschütterung zu Erschütterung zur höchsten Gewalt getragenes Genie war und blieb stets wesentlich revolutionär; er hatte die Erfordernisse der Ordnung und Regierung erkennen gelernt, wußte aber ihre moralischen und dauernden Gesetze weder zu achten noch zu üben. Es mangelte ihm, sei es nun durch einen Fehler seiner Natur oder ein Gebrechen seiner Lage, an Regelmäßigkeit und Ruhe in der Ausübung der Gewalt; er griff wie ein stets von tödtlichen Gefahren Bestürmter auf der Stelle zu den äußersten Mitteln und verlängerte oder verschlimmerte durch die Heftigkeit seiner Arzneien die heftigen Leiden, welche er heilen wollte. Das Begründen einer Regierung ist ein Werk, welches ein regelmäßigeres und den ewigen Gesetzen der Moral entsprechenderes Verfahren erfordert. Cromwell konnte sich die Revolution, welche er gemacht hatte, unterwerfen, es gelang ihm aber nicht, ihr Grundlagen zu geben. Wilhelm III. und Washington, deren natürliche Begabung vielleicht weniger groß war, haben in dem Unternehmen, an welchem Cromwell gescheitert ist, Erfolg gehabt; sie haben das Schicksal ihres Vaterlandes bestimmt und dessen Regierung begründet. Dies kommt daher, daß sie selbst inmitten einer Revolution die Revolutionspolitik nie angenommen noch geübt haben, daß sie nie die verderbliche Lage aufgesucht und bestanden haben, sich zuerst der anarchischen Gewalthaben zum Schemel und sodann der despotischen zur Stütze ihrer Macht bedienen zu müssen. Sie haben sich auf den regelmäßigen Wegen und in den dauernden Bedingungen der Regierung befunden oder sich doch von den ersten Schritten an in diese versetzt. Wilhelm war ein ehrgeiziger Fürst. Es wäre kindisch, zu glauben, daß ihm bis zu dem Aufrufe, welcher 1688



von London aus an ihn gerichtet wurde, der Wunsch, den englischen Thron zu besteigen und die seit lange schon begonnenen Arbeiten, um ihn hinauf zu heben, fremd geblieben seien. Wilhelm folgte dem Fortgange dieser Arbeiten Schritt für Schritt, ohne selbst daran theilzunehmen, aber ohne ihr Ziel von sich zu weisen; ohne dazu aufzumuntern, aber indem er die Urheber derselben beschützte. Sein Ehrgeiz besaß zu gleicher Zeit die Eigenschaft, daß er sich auf den Sieg einer großen und gerechten Sache, der Sache der Religionsfreiheit und des Gleichgewichts in Europa, richtete. Noch nie hat ein Mensch mehr als Wilhelm einen großen politischen Plan zum einzigen Gedanken und Zwecke seines Lebens gemacht. Er hing leidenschaftlich an dem Werke, welches er ausführte und seine eigene Größe war für ihn nur ein Mittel dazu. In seinem Hinblick auf die englische Krone versuchte er nicht durch Gewaltthat und Verwirrung zum Ziele zu gelangen; sein Geist stand zu hoch und war zu gemäßigt, um nicht das unheilbare Gebrechen solcher Erfolge zu kennen und um sich in deren Foch zu fügen. Als ihm aber durch England selbst der Weg eröffnet wurde, ließ er sich nicht von privatmännlichen Bedenklichkeiten zurückhalten; er wollte seiner Sache den Sieg verschaffen und die Ehre seines Sieges einern. Er war ein herrliches Gemisch von List und Ueberzeugtheit, von Ehrgeiz und Selbstentäußerung. Washington besaß keinen Ehrgeiz, sein Vaterland bedurfte seiner, er wurde groß, um ihm zu dienen, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung und zuweilen selbst mit einer peinlichen Anstrengung. Die Prüfungen des öffentlichen Lebens waren ihm bitter, er zog die Unabhängigkeit des Privatlebens und die Ruhe der Seele der Ausübung der Gewalt vor. Er nahm jedoch ohne Bedenken die ihm von seinem Vaterlande übertragene Aufgabe an und gestattete bei ihrer Ausführung weder seinem Vaterlande noch sich selbst die mindeste unzeitige Nachgiebigkeit, um deren Last zu erleichtern. Zum Regieren geboren, obgleich er wenig Gefallen daran fand, sagte er dem amerikanischen Volke, was er für wahr hielt und behauptete, indem er es regierte,

das, seiner Ansicht nach Weise, mit eben so unerschütterlicher als einfacher Festigkeit und um so verdienstvollerer Aufopferung der Volksbeliebtheit, als er nicht durch die Freuden der Herrschaft dafür entschädigt wurde. Als Diener einer aufkeimenden Republik, worin der demokratische Geist vorwaltete, erlangte er ihr Vertrauen und sicherte er ihren Sieg durch die Unterstützung ihrer Interessen gegen ihre Neigung, und die Ausübung der zugleich bescheidenen und strengen, zurückhaltenden und selbstständigen Politik, welche nur dem Haupte eines aristokratischen Senats an der Spitze eines alten Staates zuzustehen scheint. Ein seltener Erfolg, der Washington und seinem Lande gleiche Ehre machte.

### Adlers Horst.

Eine himmlische Comödie von W. Schier.

#### I. Auftritt.

Petrus

(zum Himmelsfenster hinaussehend).

Das liebe Deutschland sieht jetzt so blau aus, wie unser Himmel, fast noch dunkelblauer, was doch die Aufklärung thut! Ueberall funkeln goldne Punkte, wie Sterne! Fast scheint's, daß die Menschen derlei Zierrath auf dem Kopfe tragen! Doch sieh! wer naht sich da? — Ein Adler ist's! mit beiden Flügeln bedeckt er das Land weit und breit, — was muß ich sehen? Er kommt bis zu mir herauf! Vermessenheit! da ist er!

#### II. Auftritt.

(Der preussische Adler fliegt zum Himmelsfenster herein.)

Willkommen Petrus! Ich erhebe mich zu Dir, denn Du bist alt geworden und Dein Auge taugt bei Gott nichts mehr! ich komme Dir mit den Meinen freundlich auszuhelfen! Wir machen gleich die Probe, Alter! Schau hinaus! Was siehst Du jetzt?

Petrus.

Nur blauen Dunst  
Und Rebel, gar nichts sonst —



**Adler.**

Ich sehe mehr,  
Ich sehe viele tausend brave Preußen  
Von Stolpe bis nach Danzig ziehen und  
Dann weiter durch das Erdenrund sich wie  
Die Sündfluth wälzen über alles Volk.  
Dann steigen sie, wenn Alles aufgegangen  
In blauem Luch, dann steigen sie zum Himmel,  
Wie Adlerschwärme steigen sie herauf!

**Petrus.**

Daß Gott erbarm!

**Adler.**

Halt's Maul!

**Petrus.**

Hallelujah!

### III. Auftritt.

(Man hört kriegerische Musik.)

**Adler.**

Dem kühnen Flug des Adlers folgen sie,  
Ihr Flügelschlag schlägt alles nieder,  
Wie einer ist die ganze Compagnie,  
Schon hör' ich schallen ihre Lieder:  
Ich bin ein Preuße! tönt's herauf.

**Petrus.**

Mir wird es schwarz und weiß vor'm Auge —

**Adler.**

So schließt sich unser Siegeslauf!  
(Die Musik kommt näher, preussische Truppen werden  
im Hintergrunde sichtbar.)

**Ein Oberst**

(tritt zu Petrus und salutirt.)

Ein Regiment der Gardelandwehr zur  
Vorläufigen Besetzung eures Himmels  
Im Namen seiner Majestät des Königs!

**Petrus.**

(Die Himmelspforte öffnend.)

So gehet ein zu eures Herren Freude,  
Es sind schon Viele da; ihr findet hier  
Wie überall, Gesellschaft viele Tausend —

**Oberst.**

Nur siebenzwanzig Mann eroberten  
Unsterblichkeit in unsern Tagen sich.

**Petrus.**

Vielleicht sind dann die Uebrigen wo anders!

**Oberst**

und das Regiment marschiren in den Himmel.)

### IV. Auftritt.

Zwei Stunden später, während welcher Zeit preussische  
Märsche im Himmel gespielt werden. Petrus am  
Himmelsthore.

**Ein Sergeant**

(mit Monturstücken heraustretend.)

Ich bringe euch die Zeichen eurer Würde.

**Petrus.**

Ich armer, alter Mann soll Waffenrock  
Und Pickelhaube tragen? Seht nicht an!

**Sergeant.**

Nur keine Widersetzlichkeit, Herr Petrus!  
Von unsrer Regel macht des Himmels Pförtner  
Selbst keine Ausnahme, denn alles ist  
Soldat in Preußen und auf Erden und  
Im Himmel wird getrommelt und gepfeifen.

**Petrus.**

Umknöpfe und umärmle mich, Soldat!

(Der Sergeant zieht ihm den Waffenrock an.)

**Sergeant.**

Famos! Bei meiner Säbelklinge, 's ist  
Doch wahr, die Kleider machen erst die Leute  
Zu Menschen und die Menschen zu Soldaten!

**Petrus**

(sich die Pickelhaube aufsetzend, während ihm der  
Sergeant ein Spiegelchen vorhält.)

Hol — 's ist man jöttlich!

### V. Auftritt.

(Der Himmel öffnet sich: geschäftige Thätigkeit über-  
all. Aus Wolken werden Zelte gebaut, die Sterne  
zu Wachfeuern zusammengetragen. An der Sonne  
ist die Feldküche aufgestellt; es wird gebraten, gesot-  
ten und gekocht. Am Monde brennen sich die Sol-  
daten die Tabackspfeifen an.)

### VI. Auftritt.

(Große Parade der himmlischen Heerschaaren in Pickel-  
hauben und Waffenröcken. Trommeln und Pfeifen.  
Die Erzengel Rafael, Michael und Gabriel  
als Generallieutenants. Petrus trägt den rothen  
Adlerorden III. Classe. Unter einem Wolkenthron-  
himmel auf dem Wolkenthron sitzt

**Der alte Frise.**

(Ueber ihm schwebt der Adler, ringsum Fahnen und  
Kriegsgeräth. Ein Nordlicht verbreitet sich. Auf  
Erden schneit es.)



## F e u i l l e t o n .

**Eine romanhafte Ehe.** Die vom französischen Romanschriftsteller Hrn. v. Balzac jüngst in Rußland eingegangene Verbindung mit einer Gräfin Hainski soll, wie näher Unterrichtete versichern, einen wahrhaft romanhaften Ursprung haben. Hr. v. Balzac, der Verfasser einer Physiologie der Ehe, der große Weiberkenner, der nur zum Genießen, nicht zum Gefesseltwerden geschaffen schien, sollte das erste Mal von einem weiblichen Gegenstand getroffen werden, der für ihn damals unerreichbar war. Auf einer Reise in der Schweiz lernte er eine russische Gräfin kennen. Ihre Persönlichkeit machte einen erschütternden Eindruck auf ihn, aber — sie war verheirathet. Hr. v. Balzac widmete derselben einen neuen Roman, ihr Name wurde auf diese Weise in hunderttausend Exemplaren durch die civilisirte Welt getragen. Sie war indeß für ihn verloren und er vergrub sich in Paris unter seine Bücher, um seinen Schmerz zu vergessen. Eines Tages bringt ihm sein Portier einen Brief ohne Postzeichen, ohne Unterschrift, mit der lakonischen Notiz: „Der Mann der Gräfin H. . . . . liegt im Sterben.“ Die alte Erinnerung erwacht in erneuerter Stärke. Balzac erkundigt sich bei allen Bekannten, bei seinem Freund, dem Polizeipräsident, nach der Familie H. . . . ., welche jedoch nicht aufzufinden ist. Wo kann sie sein? Wo anders als in Petersburg! Hr. v. Balzac ordnet seine Papiere, nimmt einen Paß und reist nach Petersburg. Der Ruf eines europäischen Schriftstellers verschaffte ihm daselbst eine glänzende Aufnahme. Doch seine Seele hat keine Ruhe. Er durchfliegt in Petersburg alle fürstlichen Wohnungen, er eilt von da nach Moskau. Endlich findet er die ersehnte Geliebte im fernen Kurland auf einem Landsitz, wo sie sich absichtlich verborgen gehalten, um die Stärke seiner Leidenschaft zu prüfen. Jetzt ist sie die Gattin des Hrn. v. Balzac.

**Aristokratische Lectüre.** Eine Dame fragte einen Herrn: „Sie lesen wohl viel politische Zeitungen, Herr Graf?“ worauf derselbe antwortete: „Nein, meine Gnädige. Diese Blätter, in welchen immer nur von Bourgeois und Demokraten die Rede ist, sind mir bis

zum Ekel zuwider; das einzige Blatt, welches ich mit Vergnügen lese, und das unberührt von dem verhassten Treiben der Canaille das treueste Organ der Aristokratie bleibt, ist — die allgemeine Pferdezeitung.“

**Haydn's Messen.** Für Haydn möge eine Anekdote Zeugniß ablegen, die Verfasser gegenwärtiger Zeilen aus dem Munde eines der ehrenwerthesten Veteranen der Musik empfangen hat, der seine Kunst aus echter Seele liebte und verehrte und mit durchdringendem Geiste betrachtete, von Zelter. Es war von dem leichtesten Style, in welchem Haydn's Messen zum Theil geschrieben sind, die Rede, und derselbe wurde getadelt. Zelter bemerkte dazu: Es ist eine eigene Sache damit. Haydn hat diesen Vorwurf auch schon selbst von seinen Freunden hören müssen. Ein in Wien lebender italienischer Musiker, Carpani, der sehr vertraut mit ihm war, sagte einst zu ihm: „Haydn, Ihr seid doch ein so schlichter, frommer Mann (diese Eigenschaft besaß der alte Meister in der That, und hielt streng, auch äußerlich an allem Kirchlichen), wie kommt es aber, daß es in Guern Messen oft so fast lustig hergeht?“ „Das will ich Euch sagen,“ erwiderte Haydn herzlich, „wenn ich an meinen lieben Gott denke, werde ich so voll von innerster Herzensfreude und Dankbarkeit, daß ich gar nicht weiß, wie ich mein Glück genug ausdrücken soll.“ „Als ich,“ fügte Zelter hinzu, „auf einer Reise mit Göthe diesem die Anekdote erzählte, traten ihm die Thränen in die Augen.“ Gibt es aber auch Rührenderes als diese kindliche Tiefe des Gemüths?

**Emanuel Geibel** ist, weil fortwährend leidend, in das Karlsbad gegangen, von dem sich seine Aerzte Besserung versprechen. Der liebenswürdige Dichter verfinstert mehr und mehr in Trübfinn und Melancholie. Es ist fast ängstlich, mit ihm umzugehen. Auch meidet er, so viel er kann, die Menschen. In Hamburg wird ein zweiactiges Lustspiel von ihm: „Die Seelenwanderung,“ welches in Berlin von einem Dilettantenkreise mit großem Beifall aufgeführt worden ist, auf dem Stadttheater in Scene gehen. Es ist nach einer Novelle von Bülow gearbeitet.

---

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

---

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.